

Katja Weidner

Gattungseffekte in der lateinischen Literatur des Mittelalters. Zum *Dolopathos* des Johannes de Alta Silva

1 Von Automobilen und Gattungsfragen

Selbst Leute mit bescheidener intellektueller Ausstattung oder ohne technische Kenntnisse werden folgende Reihenbildung für Automobile lachhaft finden: Mercedes – Lieferwagen – Diesel – Limousine – Ford – Cabriolet – Viertürer – Fiat.¹

Mit dieser eindrücklichen Reihung von Marken, Funktionsweisen, Antrieben und Ausstattungsformen illustriert Dieter Schaller die aus seiner Sicht problematische Kategorienbildung der Literaturgeschichtsschreibung. Denn: „Was hier jeweils nicht zusammenstimmt, braucht niemandem weiter erklärt zu werden.“² So wie ‚Mercedes‘ und ‚Lieferwagen‘ für die Bezeichnung von Automobilen als kategorial verschieden einsichtig ist, so sei es vermeintlich die Unzulänglichkeit der Gattungsbezeichnungen in der Literaturgeschichtsschreibung: „Es kann nicht gutgehen, wenn man in eine Gattungssystematik die verschiedensten formalen, inhaltlichen, intentionalen und externen (exogenen) Aspekte auf einer Ebene zugleich einzubringen versucht“.³

Grundlage von Schallers Frustration ist der Anspruch an ein Gattungssystem, der literaturwissenschaftlichen Analyse Kriterien an die Seite zu stellen, die eine allumfassende Beschreibung der literarischen Praxis möglich machen sollen – und das, ohne zu gegenseitigen Überschneidungen zu führen, wie sie bei „Viertürer“ und „Fiat“ drohen. Schallers Plädoyer mündet so schließlich in den Vorschlag eines „Koordinatenfeld[s]“⁴, das erschöpfend und auf einer allgemein gültigen Abstraktionsebene die kategorial ‚saubere‘ Zuweisung eines jeden Textes nach „Varietäten der inneren Sprachform“ (z. B. „kollektiv-monologisch“ oder „dramatisch“) und „Modi der Textrealisation“ (z. B. „Deklamation“, „Lesen“ oder „Sehen“) erlauben soll, und damit für einzelne Gattungen einen jeweils entsprechenden Platz im allge-

1 Dieter Schaller: Das mittelalterliche Epos im Gattungssystem. In: Kontinuität und Transformation der Antike im Mittelalter. Veröffentlichung der Kongressakten zum Freiburger Symposium des Mediävistenverbandes. Hg. von Willi Erzgräber. Sigmaringen 1989, S. 355–371, hier S. 359.

2 Ebd., S. 360.

3 Ebd., S. 360.

4 Ebd., S. 366.

meingültigen System bedeutet.⁵ Inwieweit dieses System das historische Verständnis eines mittelalterlichen Literaturbetriebs abbilden kann, bleibt offen.

Ein entsprechend allgemeines Modell läuft Gefahr, ein von der literarischen Praxis unabhängiges System zu entwickeln, das zwar in sich geschlossen ist und durchaus eine Klassifizierung erlaubt, aber so ahistorisch arbeitet, dass sein Nutzen für das Verständnis des einzelnen, historischen Textes über das Angebot bloßer Beschreibungskategorien nicht hinaus geht. So verwundert es auch nicht, dass sich in der mediävistischen Literaturwissenschaft, jenseits dieser allgemeinen Gattungstheorie, die historische Gattungsbeschreibung durchsetzen musste: Gattung verstanden „als historische Größe [...], also als literarischer Konvention, wie sie uns in Textreihen entgegentritt, literarische Produktion anleitet und literarische Ordnungsmuster anbietet.“⁶ An die Stelle allgemein und unabhängig von der historischen Entwicklung gültiger Gattungskategorien tritt so die Beschreibung des jeweiligen Textes als Teil eines auch multireferentiellen Zusammenhangs, der sich in Bezugnahme auf Prätexete konstituiert.⁷

Was spricht auf dieser pragmatischen Ebene dagegen, ein und dasselbe Automobil sowohl als Mercedes, als Viertürer und Limousine zu fassen? Keine der drei Einzelbezeichnungen wäre für die konkrete viertürige Limousine der Marke Mercedes falsch; aussagekräftig für die Definition des konkreten Automobils ist das Zusammenspiel aller drei Kategorien. Mithilfe einer Kategorienbildung, die unmittelbar zur Mehrfachreferenz eines Textes führen muss, lassen sich Gattungen als historisch dynamische Entwicklung beschreiben, die implizit und explizit durch die Negation, Modifikation und Affirmation von Prätexeten eine Reihe manifestieren.⁸ Ihr in literaturgeschichtlicher Perspektive rückprojizierter ‚Anfang‘ kann so mit dem, was später innerhalb dieser Gattungsreferenz produziert ist,

5 Vgl. ebd., S. 363–368.

6 Klaus Grubmüller: Gattungskonstitution im Mittelalter. In: Mittelalterliche Literatur und Kunst im Spannungsfeld von Hof und Kloster. Hg. von Nigel F. Palmer, Hans-Jochen Schiewer. Berlin, Boston 1999, S. 193–210, hier S. 195.

7 Vgl. ebd., S. 201.

8 Vgl. Florian Remele: Theorie und Methode der Gattungsgeschichtsschreibung. Mediävistische Perspektiven. In: Journal of Literary Theory 15/1–2 (2021), S. 53–80, hier S. 66: „Konventionalisierung und Alternativenbildung sind somit dynamische Prozesse, in denen der Status von literarischen Sprachhandlungen als Konvention oder Alternative immer neu ausgehandelt wird. Was als konventionell oder alternativ gilt, hängt von den Anerkennungsverhältnissen ab, die sich im Laufe der Gattungsgeschichte beständig verändern. [...] Die Etablierung von Gattungskonventionen und die Ausbildung von Alternativen sind keine sich widersprechenden oder zeitlich getrennten Prozesse, vielmehr greifen Konventionalisierung und Alternativenbildung ineinander.“

nurmehr wenig gemein haben.⁹ Dass diese dynamische Referenzialisierung nicht nur über Prätexte, sondern auch synchron, etwa über die spezifische Beiüberlieferung eines Textes erfolgen kann, wird im Folgenden zu zeigen sein.

Die Versuche der allgemeinen Gattungstheorie jedenfalls sind an der heterogenen Realität der mittelalterlichen Textualität und ihrem diachronen Wandel gescheitert.¹⁰ Damit stellt sich die Herausforderung einer pragmatischen, historischen Gattungstheorie, die Gruppierungen im Bewusstsein für die (Multi-)Referenzialität der Einzeltexte beschreibbar macht¹¹ und den Blick für die historischen Wandlungsprozesse schärft: „Bottom-up“ ausgehend von der literarischen Textualität,¹² und nicht „top-down“ von einem allgemeine Gültigkeit postulierenden Gattungssystem. Im Kern nämlich hat Schaller mit seiner Kritik an der kategorial verzerrenden Automobilreihung nicht Unrecht: Auch eine „historische“ Gattungstheorie muss sich die Frage nach der Validität ihrer Beschreibungskategorien gefallen lassen. Wie an einem konkreten Beispiel aus der lateinischen Literatur des Mittelalters zu zeigen sein wird, stößt eine an Gattungszusammenhängen interessierte historische Literaturwissenschaft spätestens hier an ihre Grenzen.

2 Ein Plädoyer für den ‚Gattungseffekt‘

Auch eine Gattungstheorie, die historische Gruppierungen beschreibt, wird sich schließlich mit dem Problem der Kategorienbildung konfrontiert sehen: Wie konstituieren sich solche – historisch als dynamischer Prozess zu beschreibende – Gattungsräume und wann ist die Beschreibung einzelner Texte in gemeinsamen Gattungszusammenhängen historisch valide?

Prämissen der folgenden Ausführungen ist dabei, dass die Untersuchung historischer Gattungszusammenhänge als solche valide ist, weil von der Musterhaftigkeit der literarischen Textproduktion ausgegangen werden kann. Diese „Gattungen“ jedoch sind kein Selbstzweck moderner Literaturgeschichtsschrei-

⁹ Vgl. Wolfgang Kirsch: Probleme der Gattungsentwicklung am Beispiel des Epos. In: *Philologus* 126/1–2 (1982), S. 265–288, hier S. 283.

¹⁰ Vgl. Grubmüller (Anm. 6), S. 199 f.

¹¹ Siehe etwa das Konzept der „systemprägenden Dominante“ (Hans Robert Jauß: Theorie der Gattungen und Literatur des Mittelalters. In: Alterität und Modernität der mittellateinischen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976. Hg. von Hans Robert Jauß. München 1977, S. 327–258, hier S. 112), das aus der Perspektive der bereits erfolgten Traditionsbildung die zentralen Gattungsmerkmale beschreibt.

¹² Vgl. Thomas Haye: Das Lateinische Lehrgedicht im Mittelalter. Analyse einer Gattung. Leiden u. a. 1997 (Mittellateinische Studien und Schriften 22), S. 7 f.

bung, sondern müssen als historisch abgewogene, kritische Beschreibungskategorien Gemeinsamkeiten und Unterschiede, also referentiell verknüpfte Textgruppen und Textreihen, wie sie im untersuchten historischen Text bereits angelegt sind, beschreiben können. Für die mittelalterlichen Autor*innen einerseits konnten diese Gattungen als ‚Schreibtraditionen‘ eine Richtschnur literarischer Produktion – affirmativer oder negativer Art – bieten,¹³ und haben dementsprechend sowohl eine produktions- als auch mittelbar rezeptionsästhetische Relevanz. Die Literaturwissenschaft andererseits braucht ein Bewusstsein für solche Reihen und Gruppierungen, um die Heterogenität und Quantität mittelalterlicher Literatur zu ordnen, klassifizieren, und händelbar zu machen, und um sich im Bewusstsein dessen der Bedingungen dieser Kategorien gewahr werden zu können.

Es ist wohl kein Zufall, dass Schaller die eingangs zitierte Automobil-Reihung im Zusammenhang mit der literarischen Gattung des Epos aufführt: Zwar gilt auch für das Epos, dass die ‚historische‘ Poetologie, wie sie im lateinischen anders als im volkssprachlichen Mittelalter schließlich überliefert ist, nur bedingt auf die literarische Praxis anwendbar ist:¹⁴ Das theoretische Gattungsverständnis in Antike und Mittelalter hat seine Probleme mit struktureller, allgemeingültiger Definition.¹⁵ Nichtsdestoweniger ist gerade für das Epos ein historisches Gattungsbewusstsein belegbar, für das die Literaturwissenschaft nicht auf eigene tentative Gruppierungs- und Begriffsbildung zurückgreifen muss. Die Texte selbst schließlich arbeiten gattungsgemäß im paradigmatischen Rückgriff auf „Homer und Vergil, Ilias, Odyssee und Aeneis“¹⁶. Die Gattungszugehörigkeit konstituiert sich so über ‚Vorbilder‘, auf die sich die Texte innerhalb einer langen gattungshistorischen Reihe immer wieder rückbeziehen, auch oder gerade gestützt durch den mittelalterlichen Schulbetrieb, der seinerseits wieder paradigmatisch orientiert ist.¹⁷ So ist für das Epos tatsächlich ein historisches Gattungsbewusstsein belegt, so lange man Gattungen denn – historisch – als „literarische Reihen“¹⁸ begreift. Entsprechend argumentiert auch Thomas Haye für das Lehrgedicht des lateinischen Mittelalters, wenn er ohne signifikanten Rückgriff auf mittelalterliche Poetiken ein historisches Gattungsbewusstsein postuliert: „Das Schweigen der

¹³ Vgl. Fidel Rädle: Literatur gegen Literaturtheorie? Überlegungen zu Gattungsgehorsam und Gattungsverweigerung bei lateinischen Autoren des Mittelalters. In: Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit. Hg. von Barbara Frank u. a. Tübingen 1997 (ScriptOralia 99), S. 221–234, hier S. 222 f.

¹⁴ Vgl Rädle (Anm. 13), S. 221; Haye (Anm. 12), S. 6–8; Grubmüller (Anm. 6), S. 195–198.

¹⁵ Vgl. Kirsch (Anm. 9), S. 268.

¹⁶ Kirsch (Anm. 9), S. 268.

¹⁷ Vgl. Rädle (Anm. 13), S. 228–232.

¹⁸ Grubmüller (Anm. 6), S. 201.

Poetologie ist kein Beweis für die Nichtexistenz der Schreibtraditionen.¹⁹ Bei Epos wie Lehrgedicht entsteht im kontinuierlichen Rückbezug eine historische Entwicklungslinie, die sich aus der Vogelperspektive nach der relativen traditionsbildenden Effektivität oder Ineffektivität einzelner literarischer Merkmale, bisweilen ‚Innovationen‘, als dynamischer Wandlungsprozess beschreiben lässt.²⁰

Ein ‚intuitives‘ Verständnis²¹ für Kategorienbildung und Gattungszugehörigkeit, wie es beim Epos oder beim Lehrgedicht auf historischer wie allgemeiner Ebene vermeintlich tatsächlich konvergiert, ist der Sonderfall. Trotzdem basiert auf diesem seriellen Verständnis von Gattung ein Verständnis historischer Gattungsanalyse, das die diachrone Valenz des untersuchten Einzeltexts – als ‚Gattungsvertreter‘ – über seinen Traditionsbegriff beibehält. Wenn historische Reihung und literarische Referenzialität, Wandel und relative Entwicklung²² statt allgemeingültiger Kategorialität (berechtigterweise) Gegenstand der mediävistischen Gattungsforschung wird, dann bekommt über die noch immer allgemein-historische Perspektive des ‚Wandels‘ die tatsächliche Belegbarkeit intertextueller Bezugnahme und (literatur-)historischer Wirksamkeit, und vor allem die zumindest relative zeitliche Einordnung eines Werkes neue Bedeutung.

Das birgt mehrere Probleme. Mindestens dort, wo der Text seine Gattungszugehörigkeit nicht explizit mit Blick auf affirmierte – oder abgelehnte – Paradigmen ausstellt, muss sie plausibilisiert werden, und das kann nur über die Untersuchung möglicher gattungsbezogener Referenzen erfolgen. Das ist ein methodisches Problem dort, wo die Entstehungszeit oftmals unklar ist, die Autor*innen häufig anonym bleiben, und die intertextuellen Verbindungslien durch die Quantität und Qualität möglicher Bezüge nurmehr grob näherungsweise zu bestimmen sind: „Viel-fach aber versagen unsere Mittel.“²³ Müssen diese gattungstheoretischen Referenzen, um aussagekräftig zu sein, in der weiteren Rezeption des Textes aufgegriffen und affiniert werden? Muss sich der Text gattungsgeschichtlich in eine Linie einschreiben lassen können, also die mögliche Gattungszuschreibung aus der Vogelperspektive durch ihre Effektivität im geschichtlichen Wandlungsprozess validiert werden? Ausgehend von der literaturhistorischen Traditionsbildung stellt sich die Frage, was dann mit dem historischen Gattungsverständnis ebensolcher

¹⁹ Haye (Anm. 12), S. 2. Die historische Gattung ‚Lehrgedicht‘ konstituiert sich, wie bereits im Fall des Epos, primär durch die Referenz auf Vergil. Wieder ist es das Paradigma, das traditionsbildend wirkt, vgl. Haye (Anm. 12), S. 45–49.

²⁰ Vgl. Kirsch (Anm. 9), S. 282; Grubmüller (Anm. 6), S. 208–221.

²¹ Vgl. Kirsch (Anm. 9), S. 268 zum ‚intuitive[n] Verständnis für das Zusammengehörige, Verwandte‘ der Antike in Bezug auf das Epos.

²² Vgl. Kirsch (Anm. 9), S. 287: „die Aufhellung der literarischen Traditionsbürgen“.

²³ Kirsch (Anm. 9), S. 287.

Texte ist, denen eine gattungshistorische Wirksamkeit aus verschiedenen Gründen versagt bleibt, oder für die das zumindest der überlieferte Befund nahelegt. Wie lassen sie sich gattungstheoretisch beschreiben? Was ist mit solchen Texten, die sich nicht in Gattungsreihen ‚einschreiben‘, die also nicht durch einen vorgelagerten Prätext in ihrem historischen Gattungsbewusstsein ‚zweifelsfrei‘ seriell-konstitutiv zu fassen sind?

Der Traditionsbegriff impliziert eine kontinuierliche Rückbezüglichkeit in der Gattungsgeschichte, und dieser Traditionsbegriff stößt dort, wo sich nicht durch eine paradigmatisch vorgeprägte Gattungskategorie bereits aus dem Befund (z. B. der metaliterarischen Referenz auf Prätexte) eine Gattungsgemeinschaft ergibt, an seine Grenzen. Wie Florian Remele jüngst zur literaturtheoretischen Frage nach dem ‚Entstehen‘ von Gattungen zurecht bemerkt hat: Es ist „methodisch unzulässig, das retrospektiv erkennbare Produkt eines geschichtlichen Prozesses als Ausgangspunkt für die Beschreibung gerade dieses Prozesses anzusehen.“²⁴ Insbesondere der ‚Beginn‘ neuer Gattungszusammenhänge und solche Momente, die sich historisch nicht durch die Etablierung von ‚Linien‘ nachgelagert als ‚Gattungen‘ bestätigen, können unter der Perspektive historischer Zusammenhänge nicht theoretisch gefasst werden. Durch dieses Problem wird manifest, dass eine historische Gattungsforschung, die die Begriffe und Traditionslinien außerhalb des Textes voraussetzt, und den Einzeltext diesen ‚einschreibt‘, immer auch in gewisser Weise ahistorisch arbeitet, selbst wenn sie sich beispielsweise an metaliterarischen Reflexionen des Textes selbst orientiert: ‚Einschreiben‘ kann sich der einzelne Text nur in einen Zusammenhang, der bereits da gewesen ist; ‚zuordnen‘ kann die Forschung nur zu einer Gattungsgemeinschaft, die bereits als solche etabliert ist, durch vorgelagerte oder rückprojizierte Gattungsreihen. Nicht nur die ‚allgemeine‘ Gattungstheorie, sondern auch die vermeintlich ‚historische‘ Gattungsforschung sind so insofern ahistorisch, als sie für das ‚Gattungs-Verständnis im Moment des Entstehens des Texts (qua Autorschaft oder Abschrift) nur dann Aufschluss geben kann, wenn die Gattung außerhalb des einzelnen Textes selbst bereits als solche verstanden ist.

Remele kritisiert zurecht die Tendenz der Gattungsgeschichtsschreibung zur Retrospektion, aber auch er bietet keine methodische Antwort auf die Frage nach der Entstehung von literarischer Gattung. Sein Postulat lautet: „Eine historisch angemessene Herangehensweise an Gattungsgeschichte muss die mitunter diskontinuierlich verlaufenden Prozesse untersuchen, durch die sich literarische Konventionen und schließlich Gattungen zuallererst herausbilden.“²⁵ Wie soll das

24 Remele (Anm. 8), S. 63.

25 Remele (Anm. 8), S. 73.

allerdings umgesetzt werden? Remele zumindest bleibt bei der Beschreibung kontinuierlicher Prozesse und geht in dieser Hinsicht nicht über das hinaus, was bereits Grubmüller²⁶ vorgeschlagen hat.²⁷ Das zentrale methodische Problem liegt aber dort, wo eben entweder für den Einzeltext (oder die Einzelüberlieferung) die Gattungszugehörigkeit erst etabliert werden muss (und methodisch sich so die Frage stellt, wie sie der Text konstituieren kann, und die Forschung das beschreiben soll), oder, im gattungshistorischen Sinne, es sich tatsächlich um den ‚Anfang‘ eines neuen Gattungsbewusstseins handelt.

Eine Lösung könnte hier sein, den historischen Wandel, die ‚Tradition‘ von der Gattungsaussage des zu untersuchenden Textes methodisch zu trennen, und damit streng aus dem einzelnen Textzeugen heraus über die Fokussierung der heterogenen Referenzen das spezifische generische Verständnis herauszuarbeiten. Ansatzpunkt ist damit der spezifische historische²⁸ Einzelfall, unabhängig davon, ob diese Referenzen a) als solche in allen Textfassungen, Übersetzungen, Überlieferungszeugen gleichwertig nachzuweisen sind, und unabhängig davon, ob sie b) in der weiteren Rezeption des Textes affiniert, modifiziert, negiert werden – das ist eine zu separierende Fragestellung, auch die gattungsgemäße Einzelrezeption ließe sich aber so untersuchen.

Für diesen historischen Einzelmoment sei der Begriff des *G a t t u n g s e f f e k t s* vorgeschlagen. Vorteil des Ansatzes wäre die relative Entkopplung von der diachronen Entwicklung und somit von der Heuristik des Zirkelschlusses, die Gattungsaussagen nur dann gelten lassen kann, wenn sie als Gattungsaussage – zuvor oder danach, in beiden Fällen ahistorisch – besteht und wiedergefunden werden kann. Der Blick ist frei auf den spezifischen Einzelfall, und ‚Gattung‘ eine Kategorie, die auch dann die Spezifitäten eines Texts im interreferentiellen Zusammenhang beschreibbar machen, wenn nicht (manchmal zufälligerweise) ein strenggenommen ahistorisches Gattungsverständnis den Begriff oder das Konzept liefert. ‚Gattung‘ hier bezeichnet nicht das Vorgelagerte, das im Effekt nur dann aufscheinen kann, weil es bereits etabliert ist: Über die Referenzen auf z. B. Intertexte und Kotexte zu untersuchen ist vielmehr die Art und Weise eines spezifischen Texts, sich in Zusammenhänge einzurichten und eine gattungsgemäße Aussage zur eigenen Schreibweise zu treffen. Die Fokussierung auf den Einzelfall macht dann, wenn über die Verdichtung mehrerer solcher Einzelfälle nachgela-

²⁶ Vgl. Grubmüller (Anm. 6).

²⁷ Auch seinen Beispielanalysen, das nur am Rande, ist immer bereits die Gattungszuschreibung vorgelagert (z. B. Remele [Anm. 8] S. 67 zu Stricker, Daniel vom Blühenden Tal).

²⁸ Inwiefern die Referenzen ‚historisch‘ zu perspektivieren sind, bleibt, wie im Folgenden für die Kotextualität reflektiert werden wird (S. 80–86), zu plausibilisieren.

gert schließlich ein literaturgeschichtliches ‚Neues‘ manifest wird, das gattungsgeschichtliche Entstehen neuer Gattungen beschreibbar.

Erst nach der Untersuchung des Einzeltexts bezüglich möglicher Gattungseffekte sollte er auf seine mögliche Wirksamkeit innerhalb einer korrespondierenden Gattungsgeschichte hin untersucht werden. Gerade dort, wo die historische Gattungskonstitution eben nicht über den nachträglichen Bezug auf ein traditionsbildendes Paradigma erfolgt, führt kein Weg daran vorbei, das Aufscheinen einzelner generischer Momente für den einzelnen Text, seine einzelne Fassung, seine einzelne Überlieferungsgestalt entsprechend zu untersuchen. Das öffnet die Perspektive auf die Historizität dieser multireferentiellen Effekte, die somit eben nicht notwendigerweise *ex post* durch ihre traditionsbildende Effektivität validiert werden müssen, sondern gerade als einzelner Moment Aussagekraft für das historische Textverständnis haben. Dafür, dass sich ein Text über in der Textgestalt angelegte Referenzen ein historisches Zugehörigkeitsbewusstsein formuliert, braucht es die diachrone Wirksamkeit dieses Einzeleffekts nicht.

Relevante Facette dieser Multireferenzialität ist damit – auch – die einzelne materielle Überlieferungsgestalt, über die sich beispielsweise auch gattungsgeschichtlich ‚irrelevante‘ Texte und Textgestalten in ihrem möglichen historischen Gattungsbewusstsein (vonseiten des Autors, des Lesers, des Kompilators, etc.) beschreiben lassen. Auch hier gilt: der historisch bisweilen einzigartige Gattungseffekt hat nichtsdestoweniger eine relevante Aussagekraft für die gattungstheoretische Untersuchung eines Textes; damit ist das Forschungsergebnis ein Einzelmoment, das allein für die Beschreibung literaturgeschichtlicher Kontinuität erst in der Summe mehrerer solcher, miteinander in ihrem Verhältnis zu reflektierenden Einzeluntersuchungen aussagekräftig werden kann. Die Frage, inwieweit diese Einzelmomente aus der literaturhistorischen Abstraktion als Glied einer geschichtlichen Reihe beschrieben werden können, kann sich nichtsdestoweniger stellen, nur sollte sie in einem zweiten, separaten Schritt erfolgen. Eine entsprechende Theoretisierung würde darüber hinaus auch die Beschreibung des ‚Beginns‘ einer Gattung (also: literarischer, selbstbezüglicher Reihe) erlauben.

3 Der *Dolopathos* und die Gattungsfrage

Methodisch bleibt indes die zentrale Frage: Wie lassen sich Texte hinsichtlich ihrer historischen Gattung (qua Rezeptionserwartung / Produktionsinteresse) beschreiben, wenn vorausgehende Prätexte oder eine nachgelagerte Poetologie (moderner oder vermeintlich historischer Natur wie im Fall der hochmittelalterlichen Poeten) nicht die Leitplanken der theoretischen Reflexion vorgeben? Wie lassen sich

hier die Gattungseffekte beschreiben, und was ist der potentielle Mehrwert für die Gattungsgeschichte?

Als Beispiel für einen solchen Befund sei im Folgenden der *Dolopathos* des Johannes de Alta Silva angeführt. Der Text wurde von einem zisterziensischen Mönch des lothringischen Klosters Haute Seille wohl im Zeitraum zwischen 1184 und 1212 in lateinischer Sprache verfasst (nur innerhalb dieses Zeitraums nämlich erklärt sich die Widmung an den Bischof von Metz).²⁹ Überliefert ist die Erzählung, soweit bislang bekannt, in mindestens zwölf Handschriften; Karin Losert führt elf Handschriftenzeugen auf.³⁰ Dazuzählen ist darüber hinaus der Handschriftenzeuge Prag, Nationalmuseum (Národní muzeum), X. E. 6, wo gemäß Henning Handrock³¹ auf f. 212r–252r ebenfalls der *Dolopathos* überliefert ist. Die Tatsache, dass Handrock im Zusammenhang seiner Edition des *Rudolf von Schlüsselberg* diesen Handschriftenzeugen mehr zufällig aufführen kann, lässt bei einer tiefergehenden Untersuchung der Überlieferungscluster weitere, bislang unbekannte Handschriftenzeugen erwarten. Diese Vermutung konnte nach Abschluss der vorliegenden Studie bereits vorläufig bestätigt werden: Mit Wien, ÖNB, Cod. 3092, f. 1r-39v ist inzwischen ein weiterer Handschriftenzeuge ans Licht gekommen, der aufgrund fehlerhafter Katalogangaben bisher unbekannt war. Der *Dolopathos* ist hier zusammen mit dem anonymen *Dialogus de Salomonis et Marcolfi und der Historia destructionis Troiae* des Guido de Columnis überliefert.

Der *Dolopathos* gehört in den Kreis der Erzählungen der sogenannten ‚Sieben weisen Meister‘ (*Historia septem sapientum*): Der Text erzählt die Geschichte des mythischen Königs Dolopathos: wie dessen Herrschaft über Sizilien auf seinen

²⁹ Zur Frage der Datierung siehe ausführlich Kerstin Losert: Überschreitung der Geschlechtergrenzen? Zum Motiv der Frau in Männerkleidern im „Dolopathos“ des Johannes de Alta Silva und anderen literarischen Texten des Mittelalters. Bern u. a. 2008 (Lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters 43), S. 105–107, mit Hinweisen auf weitere Literatur. Einführend zum *Dolopathos* siehe Wolfgang Maaz: Johannes de Alta Silva. In: Enzyklopädie des Märchens Bd. 7. Hg. von Rolf Wilhelm Bredrich u. a. Berlin, New York 1993, Sp. 570–575. Der Text ist ediert von Hilka (Johannis de Alta Silva: Dolopathos sive De rege et septem sapientibus. Historia septem sapientum Bd. 2. Hg. von Alfons Hilka. Heidelberg 1913) und Oesterley (Johannes de Alta Silva: Dolopathos sive De rege et septem sapientibus. Hg. von Hermann Oesterley. Straßburg 1873) (zu letzterem kritisch Reinholt Köhler: Zu Hermann Oesterley’s Ausgabe des Dolopathos des Johannes de Alta Silva. In: Jahrbuch für romanische und englische Sprache und Literatur 1 [1874], S. 328–336), ins Englische übersetzt von Brady B. Gilleland: Johannes de Alta Silva. Dolopathos. Or The King and the Seven Wise Men. Binghamton, NY 1981 (Medieval and Renaissance Texts and Studies), ins Französische von Foehr-Janssens / Métry (Dolopathos, ou le roi et les sept sages. Hg. von Yasmina Foehr-Janssens, Emmanuèle Metry. Turnhout 2000 [Miroir du Moyen Âge]). Eine deutsche Übersetzung gibt es bislang nicht.

³⁰ Vgl. Losert (Anm. 29), S. 110–122.

³¹ Vgl. Henning Handrock: Rudolf von Schlüsselberg. Ein Roman aus dem 14. Jahrhundert. Stuttgart 2016 (Beihefte zum Mittellateinischen Jahrbuch 18), S. 116–120.

Sohn Lucinius übergeht, bis dieser zuletzt zum christlichen Glauben konvertiert, Sizilien verlässt und in das heilige Land zieht. Bis es allerdings soweit kommen kann, bedrohen mehrere Intrigen die Herrschaft des Dolopathos und das Leben seines Sohnes: Lucinius, der aufgrund einer Prophezeiung fern von Sizilien durch Vergil selbst erzogen und unterrichtet worden war, kehrt auf eine Eingebung hin, seine Mutter sei verstorben, in seine Heimat zurück. Sein Vater hat inzwischen bereits neu geheiratet, und es kommt zum Konflikt: Lucinius nämlich hat sich auf den – nicht weiter erklärten – Wunsch seines Lehrers zum Schweigen verpflichtet, was bei der Hofgesellschaft und bei seinem Vater auf Unverständnis stößt. Seine Stiefmutter und eine Schar junger Frauen versuchen, Lucinius mit sexuellen Avanzen zum Sprechen zu bringen, scheitern allerdings, woraufhin sich die Stiefmutter von einer ihrer Dienerinnen zu einer Intrige anstacheln lässt: Sie bezichtigt den Stieftochter bei Dolopathos der versuchten Vergewaltigung, woraufhin dieser zum Feuertod verurteilt wird – wohlweislich, ohne dass sich Lucinius hätte verteidigen können, denn sein Versprechen an Vergil hält er noch immer. Trotzdem wird das Urteil nicht vollstreckt: Tag für Tag erscheint ein neuer Weiser, der dem König jeweils eine Geschichte von Lug und Täuschung, voreiligem Urteil und anderem erzählt, dessen exemplarischer Wert zwar der modernen Leserin, aber nicht dem König manifest wird. Für die Geschichten bedingen sich die Weisen jeweils einen eintägigen Aufschub des Todesurteils aus. Am achten Tag schließlich erscheint Vergil mit einer eigenen Geschichte und erwirkt den Freispruch des Lucinius mit der Begründung, er könne sich schweigend schließlich nicht dem juristischen Prozess angemessen verteidigen. Bezeichnenderweise erst nach dem Freispruch ermuntert Vergil ihn, die Situation aus seiner Sicht aufzuklären, Lucinius berichtet, was geschehen sei, und Stiefmutter und Dienerinnen werden von ihren eigenen Verwandten ohne weitere Umschweife bei lebendigem Leib verbrannt. In Relation zu vorausgehenden und nachfolgenden volkssprachlichen „Sieben weise Meister“-Erzählungen zeichnet sich die Fassung des Johannes – die älteste in lateinischer Sprache – durch eine besondere „Selbstständigkeit“³² aus: Diese „Selbstständigkeit“ besteht dabei unter anderem darin, dass die Stiefmutter nicht ihrerseits in Form eigener Binnenerzählungen zu Wort kommt; ein eigenständiges Darstellungsinteresse dieser Fassung, die bereits im dreizehnten Jahrhundert von einem nicht näher bezeugten Herbert ins Altfranzösische übertragen wird,³³ ist valent.

³² Udo Gerdes: Sieben weise Meister. In: Verfasserlexikon. Die deutsche Literatur des Mittelalters Bd. 8. Hg. von Kurt Ruh u. a. 2. Auflage. Berlin 1992, Sp. 1174–1189, hier Sp. 1178.

³³ Zuletzt ediert von Leclanche: Herbert. Le roman de Dolopathos. Édition du manuscrit H 436 de la Bibliothèque de l’École de Médecine de Montpellier. Hg. Von Jean-Luc Leclanche 2 Bde. Paris 1997 (Les Classiques Français du Moyen Âge).

Wie jedoch lässt sich dieser Text hinsichtlich seiner literarischen Gattung beschreiben? Für die Frage der Gattungszugehörigkeit ist der *Dolopathos* gerade deshalb besonders relevant, weil er diesbezüglich so schwer zu greifen ist. Zentrales Merkmal ist das Erzählen einer bzw. mehrerer Geschichten; kein sprachlicher, struktureller oder pragmatischer Zusammenhang legt eine explizite Gattungszugehörigkeit *prima facie* nahe. Anders als der Großteil mittelalterlicher Epen und Lehrgedichte schreibt er sich auch nicht in ein Gattungskontinuum im Projektionsraum antiker paradigmatischer Prätexte ein, auf deren normbildenden Charakter er sich somit berufen würde. Manifest ist einzig die Textgestalt: seine relative Länge – in der Edition von Alfons Hilka (1913) umfasst er inklusive Prolog etwas über 107 Druckseiten –, und die Struktur von Rahmung und Binnenerzählungen.

In der Forschung wurde und wird der *Dolopathos*, bisweilen als Vertreter der lateinischen und volkssprachlichen ‚Sieben weise Meister‘-Tradition, in verschiedenste Gattungszusammenhänge eingeordnet: allgemein als „Sammlung“³⁴ oder „Exempelsammlung“³⁵, mit Blick auf die Thematisierung von Herrscherhandeln als „Fürstenspiegel“³⁶, als „roman de clergie“³⁷ (Klerikerroman) bzw. „Roman“³⁸; als „fresh string of adventurous tales of courtly intrigues, preternatural beings, enchanted objects and magical metamorphoses [...] much more akin to the marvels of courtly romance and *lais* than to the miracles of the religious *exemplum*“.³⁹ Das Spektrum der Zuschreibungen ist evident, die argumentative Grundlage ist jeweils entweder struktureller oder thematischer Natur; in allen Fällen berufen sich die Zuschreibungen ‚top-down‘ auf Gattungszusammenhänge, die dem *Dolopathos* vor- oder nachgelagert sind. Einerseits postulieren sie eine literaturhistorische Einordnung des Textes auf Grundlage von Zusammenhängen außerhalb des Textes selbst, und andererseits setzen sie, und das wird beim Blick auf die Textgestalt sei-

³⁴ Siehe zuletzt Meihui Yu: Der Schwanritter. Transformation eines Mythos in der Vormoderne. Mit einem Ausblick auf Richard Wagner. Berlin, Boston 2023 (Deutsche Literatur. Studien und Quellen 46), S. 26.

³⁵ Etwa Walter Haug: Exempelsammlungen im narrativen Rahmen: Vom ‚Pañcatantra‘ zum ‚De-kameron‘. In: Exempel und Exempelsammlungen. Hg. von Walter Haug, Burghart Wachinger. 2. Auflage. Tübingen 1991. (Fortuna Vitrea 2), S. 264–287.

³⁶ Vgl. Hans R. Runte u. a. (Hg.): The Seven Sages of Rome and The Book of Sindbad: An Analytical Bibliography. New York 1984, xii.

³⁷ Vgl. Yasmina Foehr-Jannssens: Le temps des fables. Le Roman des Sept Sages, ou l'autre voie du roman. Paris 1994 (Nouvelle Bibliothèque du Moyen Âge 27), etwa S. 13–29.

³⁸ Vgl. Losert (Anm. 29), S. 105.

³⁹ Stijn Praet: A Monk's Tale. Framing the Fictional in John of Alta Silva's ‚Dolopathos‘. In: Narratologie und mittelalterliches Erzählen. Autor, Erzähler, Perspektive, Zeit und Raum. Hg. von Eva von Contzen, Florian Kragl Berlin, Boston (Perspektiven mediävistischer Forschung. Beihefte 7). Berlin 2018, S. 81–100, hier S. 90.

ner einzelnen Fassungen noch relevant werden, eine für den *Dolopathos per se* einheitliche Einordnung in die postulierten Zusammenhänge voraus.

Hinsichtlich ihrer Argumentation eine Ausnahme stellt Carola Redzich dar. Sie plädiert dafür, dass die relative Autonomie des *Dolopathos* gegenüber den anderen Fassungen der ‚Sieben weisen Meister‘⁴⁰ seinem Kontext geschuldet sei. Die Gattung sei weniger im Zusammenhang mit Exempla-Sammlungen oder Fürstenspiegeln, sondern in einer, von Redzich erstmals postulierten Nähe zur britischen Historiographie zu beschreiben.⁴¹ Sie argumentiert mithilfe struktureller, sprachlicher und motivischer Nähe zu Geoffreys von Monmouth *Historia regum Britanniae* und beruft sich dabei – überzeugend – auf den Prolog des *Dolopathos*, der einen spezifischen Gattungseffekt ‚britische Historiographie‘ plausibel macht.⁴²

Dieser Prolog, naturgemäß der Ort metaliterarischer Einordnungen in einen über den einzelnen Text hinausgehenden Gattungszusammenhang, wo Gattungscontinuen erzeugt und verhandelt werden, findet sich jedoch in nur einem einzigen Handschriftenzeugen,⁴³ Luxemburg, Bibliothèque Nationale, Ms. 110 (Ende dreizehntes / Anfang vierzehntes Jahrhundert).⁴⁴ Um eine Zudichtung handelt es sich aus stemmatologischen Überlegungen nicht, und auch der ‚leere‘ Verweis auch in den Fassungen ohne Prolog auf eine ‚praefatiuncula‘ spricht dagegen. Auf dem Handschriftenzeugen mit Prolog basieren so sowohl Hilka als auch sein Vorgänger Hermann Oesterley (1873) ihre Editionen, so dass der Prolog naturgemäß auch Eingang in die modernen Übersetzungen und die literaturwissenschaftliche Forschung gefunden hat. Was das Fehlen dieses Prologes in allen anderen Handschriften für die historische Rezeption des *Dolopathos* bedeutet, ist bislang unerforscht. Er führt jedenfalls dazu, dass nicht nur der Name des Autors (*frater*

⁴⁰ Vgl. Bea Lundt: Sieben weise Meister. In: Enzyklopädie des Märchens Bd. 12. Hg. von Rolf Wilhelm Bredrich u. a. Berlin, New York 2007, Sp. 654–660.

⁴¹ Vgl. Carola Redzich: Der Dolopathos des Johannes de Alta Silva. Zur Legitimation des Erzählens von Geschichte(n). In: Didaktisches Erzählen. Formen literarischer Belehrung in Orient und Okzident. Hg. von Regula Forster, Romy Günthart. Frankfurt am Main u. a. 2010, S. 207–226, hier S. 217–221.

⁴² Diese Privilegierung des Prologs zeigt übrigens auch Praet (Anm. 39) in seiner narratologischen Analyse. Das ist insofern nicht weiter problematisch, als natürlich auch die Analyse eines unikalen Prologs seine Berechtigung behält; die Untersuchung der narratologischen Implikation erheblich unterschiedlicher Fassungen scheint nichtsdestoweniger eine auch in Zukunft gewinnbringende Perspektive für die historische Erzählforschung zu sein.

⁴³ Vgl. Losert (Anm. 29), S. 111.

⁴⁴ Die frühere Datierung beruft sich auf Hilka (Anm. 29), VII, die spätere auf den Katalogeintrag von Nicolas van Werveke: Catalogue descriptif des manuscrits de la bibliothèque de Luxembourg. Luxembourg 1894, S. 242.

*Johannes*⁴⁵ und die Widmung,⁴⁶ sondern auch die kunstvolle metaliterarische Einordnung des Werks in den zeitgenössischen Fiktionalitätsdiskurs⁴⁷ entfallen.⁴⁸ Die metaliterarische Aussage und damit die Grundlage dafür, die einzelne Gattungszuschreibung als vermeintlich ‚historisch‘ für alle Textzeugen zu extrapolieren, fehlen in elf von zwölf Fällen.⁴⁹ Eine gattungstheoretische Fokussierung der Forschung auf den Prolog wie bei Redzich mag sich so mit der impliziten Annahme generalisieren lassen, dass der Prolog in der ‚ursprünglichen‘ Textgestalt aus der Feder des Johannes de Alta Silva enthalten gewesen sein dürfte. Man muss sich nichtsdestoweniger bewusst sein, dass daraus resultierende Gattungszuschreibungen, so historisch (im Gegensatz zu allgemein gattungstheoretisch) sie arbeiten mögen, von einer Textgestalt ausgehen, wie sie nur ein einziger Überlieferungszeuge tatsächlich aufweist.

Deutlich ist: Für die Diskussion des historischen Gattungsbegriffs stellt sich die Frage, inwieweit sich eine veränderte Textgestalt auch auf die – eben historisch zu betrachtende – Gattungszugehörigkeit auswirkt. Wenn man nicht mit dem Ziel auf einen Text blickt, ihn als Gattungsangehörigen zu abstrahieren, um ihn selbst wieder in eine, von ihm relativ unabhängigen, literaturhistorischen Zusammenhang einzuschreiben, und stattdessen die historischen Gattungsreferenzen in den Blick zu nehmen versucht, dann verbietet es sich, die Gattungsfrage nur an der rekonstruierten Textgestalt der jeweiligen modernen Edition zu stellen. Historisches Gattungsverständnis als Gattungseffekt bedeutet eben auch, dass jeweils andere Fassungen und Textgestalten jeweils anderen Gattungszusammenhängen eingeschrieben sein können.

Zumindest für die Fassung ohne Prolog sollte dementsprechend eine erneute, differenzierte Untersuchung des Gattungseffekts erwogen werden. Aber auch die Aussagekraft einer Gattungszuschreibung, die generalisiert einen Text zu klassifizieren versucht, sollte vor diesem Hintergrund hinterfragt werden: Ein Gattungsverständnis, das das Einschreiben eines Textes in eine (oder mehrere) literarische Reihen denkt, suggeriert, dass ein Text *e i n h e i t l i c h* derselben Gattung bzw.

45 Johannes de Alta Silva, *Dolopathos, Praefatiuncula*, Hilka (Anm. 29), S. 1, Z. 2.

46 Vgl. ebd., S. 1, Z. 1–3.

47 Vgl. Praet (Anm. 39), S. 81–85.

48 Der selbstdreferentielle Rückbezug zum Ende des Werkes jedoch auf die *praefatiuncula* zu Beginn (Johannes de Alta Silva, *Dolopathos*, Hilka [Anm. 29], S. 107, Z. 26–31) scheint in den Handschriften, die Hilkas kritischer Apparat aufzeigt, enthalten zu sein. Die Transkription des entsprechenden Handschriftenzeugen Wien, ÖNB, Cod. 4739 legt nahe, dass über den Apparat hinaus weitere inhaltliche Abweichungen nachweisbar sein dürften.

49 Auch der bei Losert (Anm. 29) nicht aufgeführte Handschriftenzeuge Prag, Nationalmuseum Ms. X. E. 6, der laut Handrock (Anm. 31) (S. 119) mit dem Incipit *Cum igitur dico Augusto Romano-rum [...] beginnt*, weist keinen Prolog auf.

denselben Gattungen zugeordnet werden kann. Von der produktionsästhetischen Seite her stimmt das nur solange, wie man das literarische Werk als einmalige, unveränderliche Schöpfung eines Autors denkt, und auch für die rezeptionsästhetische Seite greift das zu kurz: Gerade bei Texten, die über einen breiten diachronen Zeitraum rezipiert werden, lohnt es sich, über die Variation der Gattungszugehörigkeit, also eine variierte Rezeption desselben Textes qua seiner historischen Wirkung nachzudenken.

Wichtig bleibt die Unterscheidung zwischen Gattungseffekt und Gattungsgeschichte. Daraus folgt, dass mit Ersterem Zweiteres nicht postuliert ist; nur weil für einen Text ein bestimmter, gattungstheoretisch ‚innovativer‘ Effekt festgemacht werden kann, ist er noch lange nicht ohne weiteres Puzzlestück oder gar Beginn einer Gattungsgeschichte. Dafür nämlich müsste notwendigerweise eine traditionsbildende Wirksamkeit des Textes belegt werden. Eine solche Gattungsgeschichtsschreibung aus der übergreifenden Perspektive kann erst in einem zweiten Schritt, in der Synthese der einzelnen Referenzcluster, und unter der Prämissen kontinuierlicher Interreferenz einer Reihe von Texten, die mindestens aus zweien besteht, plausibilisiert werden.

Es ist diese Trennung, die in der gattungstheoretischen Analyse das Entstehen neuer Gattungen als ein auch emergentes Phänomen beschreibbar werden lässt: Während aus der Perspektive der Gattungsgeschichte der einzelne Gattungsvertreter im Rückgriff auf einen vorausgegangenen prototypischen Text diesem eine normbildende Funktion zuweist und dieselbe zugleich performativ beweist – das eigentliche Entstehen also nur im Zirkelschluss zu fassen ist (Gattung ist das durch den Prättext Normierte, dessen Norm sich aus der Gattung ergibt) –, verschiebt sich durch die Entkoppelung von Geschichte und Effekt die literaturwissenschaftliche Perspektive. Ins Blickfeld rückt das, was möglicherweise gattungstheoretisch einmalig ist: die historischen, synchronen Verweise, die sich eben nicht aus einer angenommenen ‚Immer-schon‘-Serialität begründen und keiner nachträglichen Wirksamkeit bedürfen, um eine Aussagekraft für das historische Textverständnis zu haben.

4 ‚Kotextualität‘ als Kategorie historischer Gattungsemergenz

Die Frage der so aufgefassten historischen Gattungszugehörigkeit eines Textes ist dabei notwendigerweise auch eine Frage seiner spezifischen Gestalt, einerseits hinsichtlich der einzelnen Fassung, andererseits hinsichtlich seiner Überlieferungsgestalt. Für das lateinische Mittelalter bedeutet Letzteres in den meisten Fällen die

Überlieferung als Teil einer Sammel- bzw. Mischhandschrift,⁵⁰ dass der einzelne Text also insofern unter anderen Texten steht.

Das resultierende Sammlungsarrangement hat in den jüngeren Jahren gerade in der germanistischen Forschung zu narrativen Kleinformen, aber auch zum Roman besondere Aufmerksamkeit erfahren.⁵¹ Die variierenden Arrangements, in denen der einzelne Text diachron überliefert ist, können entscheidend Aufschluss geben für die Bedeutungsdimensionen, die ihm historisch zugemessen worden sind, und eben auch insofern aussagekräftig sein, als sie bisweilen implizite Gattungshypothesen formulieren.⁵² Für erzählliterarische Texte, deren gattungsgemäße Zuordnung gerade nicht formal oder im Rückbezug auf einen Prätext prädeterminiert ist, scheint dieser Ansatz besonders aufschlussreich zu sein.

Das gilt besonders für die mittelalterliche lateinische Erzählliteratur. So konstatiert Wolfgang Kirsch im Zusammenhang mit dem Überlieferungszusammenhang des lateinischen Alexanderromans:

⁵⁰ In der Unterscheidung folge ich Gustavo Fernández Riva, Victor Millet: Überlieferungsgemeinschaft in deutschsprachigen Handschriften. Eine Netzwerkanalyse. In: Zeitschrift für deutsches Altertum 151/2 (2022), S. 179–200, die mit ‚Sammelhandschrift‘ ein hinsichtlich des kodikologischen Zusammenstellungsprozesses homogenes, mit ‚Mischhandschrift‘ ein heterogenes Arrangement bezeichnen (vgl. S. 181). ‚Sammlung‘ im Gegensatz zu ‚Ansammlung‘, *collectanea* im Gegensatz zu *miscellanea*.

⁵¹ Vgl. Diana Müller: Textgemeinschaften. Der „Gregorius“ Hartmanns von Aue in mittelalterlichen Sammelhandschriften. Frankfurt am Main 2013; Anglia Vetter: Textgeschichte(n). Retextualisierungsstrategien und Sinnproduktion in Sammlungsverbünden. Der „Willehalm“ in kontextueller Lektüre. Berlin 2016 (Philologische Studien und Quellen 268); Margit Dahm-Kruse: Versnovellen im Kontext. Formen der Retextualisierung in kleinepischen Sammelhandschriften. Tübingen 2018 (Bibliotheca Germanica 68); Margit Dahm-Kruse: Konrads von Würzburg ‚Herzmaere‘ im handschriftlichen Kontext. Zur poetologischen Beeinflussung von Textfassungen durch die Sammlungskonzeption. In: Der Kurzroman in den spätmittelalterlichen Sammelhandschriften Europas. Pan-European Romances in Medieval Compilation Manuscripts. Hg. von Miriam Edlich-Muth. Wiesbaden 2018 (Imagines Medii Aevi Bd. 40), S. 193–209; Margit Dahm-Kruse: Prägnante Kombinatorik. Zum semantischen Potential der Textarrangements in kleinepischen Sammelhandschriften am Beispiel von ‚Der Sperber‘. In: Brevitas 1. Sonderheft Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung: Prägnantes Erzählen. Hg. von Friedrich Michael Dimpel, Silvan Wagner, Oldenburg 2019, S. 255–292; Seraina Plotke, Stefan Seeber: Schwanksammlungen im frühneuzeitlichen Medienumbruch. Transformationen eines sequentiellen Erzählparadigmas. Heidelberg 2019 (Germanisch-romanische Monatsschrift. Beihefte 96); Nina Nowakowski: triuwe erzählen. Zur Thematik von Konrads von Würzburg ‚Herzmaere‘ im Cpg 341 und Cgm 714. In: Konrad von Würzburg als Erzähler. Hg. von Norbert Kössinger, Astrid Lembke. Oldenburg 2021 (Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung. Themenheft 10), S. 221–244.

⁵² Vgl. kritisch Riva/Millet (Anm. 50), hier insb. S. 193–196. Nichtsdestoweniger konstatieren sie eine „Tendenz zu gattungsmäßiger Gruppierung [...] primär für kleinere Texttypen“ (S. 188).

Zumal im mittelalterlichen Literaturbetrieb erlangt der Rezipient (faßbar als Auftraggeber, der Werke zu Sammelhandschriften zusammenstellt, als Kopist, Kommentator, Rubrikator, Lehrer wie als Textproduzent, der vorhandene Texte als Subtexte in sein Ensemblewerk integriert) eine besondere Bedeutung für die gattungsmäßige Interpretation von Texten und damit für die Entwicklung der Gattungsvorstellungen: Zwar bleibt die Struktur des Textes für sich genommen erhalten, doch wird sie (sowohl im Sammelkodex wie im Ensemblewerk) zum Strukturelement einer größeren Makrostruktur, die eine andere kommunikative Funktion erfüllt, als dem nunmehrigen Subtext vom Autor zugeschrieben war [...].⁵³

Die „Struktur des Textes“ muss dabei nicht einmal beibehalten werden, ganz im Gegenteil: Wie im Fall des *Dolopathos* dürften sich gerade auch Umarbeitungen – wie der Verzicht auf einen metaliterarischen Prolog – im Zusammenspiel mit einem spezifischen Sammlungsarrangement als aussagekräftig erweisen; eventuell auch für die Untersuchung möglicher Gattungseffekte.

Dabei stellt sich jedoch das offenkundliche methodische Problem, dass nicht jedem Sammlungsarrangement eine Bedeutung innewohnt, deren hermeneutische Erschließung einen historischen Erkenntnisgewinn mit sich brächte. Die Sammelüberlieferung als Untersuchungsgegenstand in Fragen der Gattungstypologie ist herausfordernd: Wie Thomas Haye im Zusammenhang seiner Gattungsanalyse zum mittellateinischen Lehrgedicht betont, bedarf es unabdinglich eines Bewusstseins für „die genetischen Prozesse und z. T. über tausendjährigen historischen Entwicklungen, die zu der heutigen Iuxtaposition der Texte geführt haben“.⁵⁴ Nur weil heute zwei Texte miteinander im selben Codex niedergeschrieben sind, muss das nicht zur selben Zeit geschehen sein. Codices können homogen, aber auch zusammengesetzt sein;⁵⁵ es können mehrere Schreiber involviert sein; es stellt sich die Frage eines möglichen Koordinators bzw. eines Auftraggebers der Sammlung; Vorlagen könnten die Anordnung bereits vorstrukturiert haben, die homogene Gestaltung einer Sammlung sagt noch nichts über Grad und Qualität der Organisiertheit aus, usw.⁵⁶ Kurzum: Die Genese von Sammelhandschriften ist komplex und bedarf der sorgsamen materiell philologischen Analyse, und selbst dann sind die Beweggründe von Sammlung und Sammlungsarrangement nur bedingt am Befund rekonstruierbar. Beim Versuch, über das Handschriftenarrangement gattungstypologische Aussagen zum Lehrgedicht zu treffen, spricht Haye so nur vorsichtig von „Spuren einer bewußten Zusammenstellung gattungstypologisch verwandter Texte“.⁵⁷ „[D]as Krite-

⁵³ Kirsch (Anm. 9), S. 285.

⁵⁴ Haye (Anm. 12), S. 300.

⁵⁵ Vgl. ebd., S. 300.

⁵⁶ Vgl. grundlegend Johan Peter Gumbert: One Book with Many Texts: The Latin Tradition. In: Codices Miscellanearum. Brussels Van Hulthem Colloquium. Hg. von Ria Jansen-Sieben, Hans van Dijk. Brüssel 1999, S. 27–36.

⁵⁷ Haye (Anm. 12), S. 303.

rium der Gattung [sei] *neben* und *vor* anderen Prinzipien⁵⁸ entscheidend für die Zusammenstellung der Sammelhandschriften, die er seiner Untersuchung zugrunde gelegt hat; generelle Schlüsse zum Sammlungsarrangement und einer möglichen generellen Gattungsaussage trifft Haye – und das zu Recht – nicht.

Wenn man den, möglicherweise auch unikalen, Gattungseffekt einzelner Textzeugen im handschriftlichen Zusammenhang in den Blick nimmt, stellt sich dieses Problem von „Generalisierungen“⁵⁹ gar nicht erst. Dort, wo die literarische Gattung eines Textes nicht *a priori* bereits als Kategorie etabliert ist, ist die Entscheidung für ein spezifisches Arrangement vielmehr besonders aussagekräftig. Die Frage nach der statistischen Evidenz dieser Gattungsaussage angesichts angenommener Handschriftenverluste – die ja in jeweils anderen Sammlungsarrangements die Gattungshypothesen unterlaufen könnten – stellt sich bei der Perspektivierung der Gattungseffekte anstelle einer Gattungsgeschichte nicht.

Dieser Fokus auf den einzelnen Effekt ist jedoch unabdinglich, denn, wie Marco Maulu für den *Dolopathos* aufzeigen konnte, kann die Varianz der Ko-Überlieferung groß sein.⁶⁰ Im Bewusstsein der möglichen Zufälligkeit der Ko-Überlieferung sowie der Gefahr ihrer Überbewertung insofern, als sie nicht automatisch vom Leser wahrgenommen oder vom Auftraggeber/Kompilator/Schreiber intendiert sein muss,⁶¹ bemüht sich Maulu so um eine möglichst differenzierte Klassifizierung der Überlieferungszeugen. Sein Erkenntnisinteresse dabei ist kein genuin gattungstypologisches, sondern er versucht mit einer zehnstufigen Untersuchungsmatrize⁶² die Datengrundlage einer komparatistischen Untersuchung von Textzeugen in diachroner wie synchroner, geographischer und soziokultureller Perspektive zu legen. Auf dieser Grundlage macht er synoptisch einsichtig, wie different die Ko-Überlieferung ausgewählter Handschriften des *Dolopathos* und der ‚Sieben weise Meister‘-Tradition ist. Auch kann er einleuchtend darstellen, dass die bisherigen Gattungszuschreibungen der Forschung, dezidiert die Zuschreibung als „*roman de clergie*“ durch Foehr-Jannsens,⁶³ meist ohne Berücksichtigung der Überlieferung erfolgt.⁶⁴

⁵⁸ Ebd., S. 346.

⁵⁹ Ebd., S. 346.

⁶⁰ Vgl. Marco Maulu: La fortune du ‚Livre des sept sages de Rome‘ à travers sa tradition textuelle. Quelques remarques autour de la tradition du ‚Dolopathos‘ et de la ‚Historia septem sapientum‘. In: Medioevi. Rivista di litterature e culture medievali 5 (2019), S. 95–125, hier etwa S. 118.

⁶¹ Vgl. ebd., S. 97 f., mit Verweis auf Olivier Collet: Du ‚manuscrit de jongleur‘ au ‚recueil aristocratique‘: réflexions sur les premières anthologies françaises. In: Le Moyen Âge 113/3–4 (2007), S. 481–499, hier S. 483.

⁶² Vgl. Maulu (Anm. 60), S. 102 f.

⁶³ Vgl. Foehr-Jannsens (Anm. 37).

⁶⁴ Vgl. Maulu (Anm. 60), S. 101.

Deutlich wird durch Maulus Argumentation jedoch auch etwas anderes: Die Einbeziehung von Handschriftenzeugen und Überlieferungsgemeinschaften bedarf notwendigerweise einer vorgelagerten Analyse, inwiefern die Ko-Überlieferung für eine literaturwissenschaftliche Fragestellung – wie diejenige nach der Gattungszugehörigkeit – eine eigene hermeneutische Wertigkeit erhält. Anders gesagt: Wann wird die Sammlung zum literarischen Werk? Gerade Schlüsse aus dem Bereich der Stemmatologie sind hier interessant, um über Überlieferungsprozesse Kontinuitäten und Diskontinuitäten in ihrer potentiell handwerklichen Linearität offenbar zu machen. Für die literaturwissenschaftliche Untersuchung, insbesondere für eine des einzelnen Gattungseffekts, sollte es nicht um die Musterhaftigkeit von Einzelphänomenen im Gesamten der Überlieferung (qua Raum, Fassung, Texttradition) gehen, sondern um die Aussagekraft des einzelnen Überlieferungsträgers hinsichtlich eines möglichen a) Sammlungs- und Anordnungswillens, und b) Rezeptionseindrucks. Anders gesagt: Nur auf Grundlage derjenigen Daten, die Maulu seiner Analyse zugrunde legt, ist noch weder auf Seite der Produktion noch auf Seite der Rezeption ein Werkcharakter der Sammlung plausibel gemacht. Dies sicherzustellen, ist Sache der Literaturwissenschaft.

Für größere Datenmengen ist dieser Grad an Reflexion schwerlich umzusetzen, weshalb etwa auch digital geisteswissenschaftliche Arbeiten wie die von Gustavo Fernández Riva und Victor Millet auf der Grundlage des Handschriftencensus indistinkt mit dem Begriff der „Überlieferungsgemeinschaft“ operieren müssen.⁶⁵ Bei ihrem Unterfangen, die Überlieferungszusammenhänge mittelhochdeutscher Texte und ihre Interferenzen digital aufzubereiten und zu visualisieren, können sie zwar die Prämisse formulieren, „fast immer“ beruhe die Zusammenstellung der Handschriften auf einer inhärenten Logik:

Trotz aller Kontingenz, die durch diesen längeren Status der ‚Offenheit‘ die Sammlungen prägen oder die beim Zusammenbinden ursprünglich separater Bände entstehen konnte, beruht gemeinsame Überlieferung entschieden nicht nur auf Zufall. Auch wo kein einheitliches Gesamtkonzept einer Sammlung existierte, lässt sich fast immer bis zu einem gewissen Grad eine Logik inhaltlicher, allgemein kultureller oder auch rein pragmatischer Natur feststellen.⁶⁶

Diese postulierte Logik jedoch ist zweifellos weder notwendigerweise eine, die inhärente Gattungsprinzipien offenbart, noch lässt sie sich, das sei nur am Rande bemerkt, auf Grundlage indistinkter Datenmengen so aufbereiten, dass diese heterogenen Sammlungslogiken angemessen ersichtlich und damit dem notwendigerweise nachgelagerten hermeneutischen Zugang einschränkungslos zuträglich wären.

⁶⁵ Vgl. Riva/Millet (Anm. 50).

⁶⁶ Ebd., S. 182.

Zumindest für die produktionsästhetische Seite ist, selbst bei verhältnismäßig homogenen Handschriften, die Plausibilisierung eines Anordnungswillens zwingend notwendig. Zufällige und konzeptionelle Überlieferungsgemeinschaften müssen methodisch unterschieden werden. Sind mit Blick auf die Handschriftengenese, wie sie auch in der editionsphilologischen Arbeit rekonstruiert werden kann, Eingriffe in den Text, paratextueller (z. B. neue Titelgebung), textueller (z. B. ein fehlender Prolog) oder materieller (z. B. Rasuren, Korrekturen) Natur nachweisbar? Als wie eigenständig erweist sich dieser Eingriff mit Blick auf das, soweit rekonstruierbare, editionsphilologische Stemma, und damit in Relation zu unmittelbaren Vorlagen? Inwiefern lassen sich thematische, motivische, intertextuelle Klammern der ko-überlieferten Texte ausmachen? Wie wird kodikologisch, paläographisch, (para-)textuell Kohäsion gestiftet? Erst, wenn die Genese der Handschrift geklärt, und ein Anordnungsinteresse der Sammlung plausibilisiert ist – heißt, der Zufall soweit möglich ausgeschlossen werden kann –, sollte auf Grundlage einer Sammelhandschrift (oder einer kleineren Subeinheit) eine Fragestellung wie die nach dem Gattungseffekt diskutiert werden.

Für solche Sammlungsarrangements, die nicht nur beliebige Überlieferungsgemeinschaft einer Handschrift (z. B. zeitlich heterogenen Ursprungs) darstellen, sondern Hinweise auf die bewusste An- und Einordnung eines Textes im Kontext seiner Ko-Überlieferung geben, sei hier der interpretatorische Begriff der *Kotextualität* vorgeschlagen: in bewusster Abgrenzung zum kulturellen oder historischen ‚Kontext‘, und in demselben Sinne, in dem ‚Intertextualität‘ als literaturwissenschaftliches Interpretament eine Dynamik beschreibbar macht, welche durch die vorhanden Kotexte angelegt ist und die es somit literaturwissenschaftlich zu beschreiben gilt.⁶⁷ Prämisse dabei ist die Konzeptionalität der Anordnung,

⁶⁷ Der Begriff ist nicht neu, jedoch m.W. bislang nicht methodisch reflektiert worden, vgl. Nowakowski (Anm. 51), S. 223 und S. 240, Anm. 3, mit Verweis auf Peter Strohschneider: Kippfiguren. Erzählmuster des Schwankromans und ökonomische Kulturmuster in Strickers ‚Amis‘. In: Jan-Dirk Müller (Hg.): *Text und Kontext*. Hg. von Jan-Dirk Müller. Oldenbourg 2007 (Schriften des Historischen Kollegs 64), S. 163–190, hier S. 167. Plotke/ Seeber (Anm. 51), Emmelius (Caroline Emmelius: Fallkontakte. Narrativität, Diskursivität und Kotextualität von Mordfällen in Erzählsammlungen des 16. Jahrhunderts. In: *Schwanksammlungen im frühneuzeitlichen Medienumbruch. Transformationen eines sequentiellen Erzählparadigmas*. Hg. von Seraina Plotke, Stefan Seeber. Heidelberg 2019 [Germanisch-romanische Monatsschrift. Beihefte 96], S. 189–222) und Coxon (Sebastian Coxon: „Da lacht der babst“. Zur komischen Erzählmotivik als Mittel der Kohärenzstiftung in Johannes Paulis ‚Schimpf und Ernst‘ (1522). In: *Schwanksammlungen im frühneuzeitlichen Medienumbruch. Transformationen eines sequentiellen Erzählparadigmas*. Hg. von Seraina Plotke, Stefan Seeber. Heidelberg 2019 [Germanisch-romanische Monatsschrift. Beihefte 96], S. 223–241) verwenden den Begriff ‚Kotext‘ am ehesten, um zwei oder mehr Texte hinsichtlich einer Überlieferungsgemeinschaft zu beschreiben.

die vor jedweder weiteren Analyse der Kotextualität, etwa im Sinne der Gattungseffekte, zunächst soweit möglich plausibilisiert werden muss.

5 Der *Dolopathos* im Cod. Vind. 4739 – ein Fallbeispiel

Eine solche konzeptionelle Kotextualität kann an der *Dolopathos*-Handschrift Cod. Vind. 4739⁶⁸ der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien plausibel gemacht werden. Sein Fallbeispiel soll im Folgenden Möglichkeiten und Grenzen einer Untersuchung spezifischen, historischen Gattungsbewusstseins illustrieren.

Es handelt sich um eine Papierhandschrift, deren Entstehungszusammenhang als gesichert gilt.⁶⁹ Durch Hinweise der Schreiber im Codex kann er auf die Jahre 1459/1460 datiert werden, das Papier über die Wasserzeichen auf 1455/1465.⁷⁰ Eine Besitzteintragung auf f. 1r zeigt die Provenienz der Handschrift aus der Kartause St. Trinitas in Královo Pole bei Brno. Der Codex ist einheitlich in gotischer Minuskel geschrieben und rubriziert, die Anfänge von zwölf der enthaltenen Texte mit blau-roten Fleuronné-Initialen ausgezeichnet.⁷¹ Zwei Hände sind in der Handschrift evident, auch wenn die Handschriftenkataloge ohne weitere Begründung den Schreiber Johannes Sacrista, der sich auf f. 103r zu erkennen gibt, mit Johannes (?) Puf auf f. 223r identifizieren.⁷² Henning Handrock spricht hingegen lediglich von zwei Schreibern, ohne die entsprechenden Handwechsel in seiner Handschriftenbeschreibung zu verzeichnen.⁷³ Diese Detailuntersuchung bleibt es weiterhin zu

⁶⁸ Vgl. Wien, ÖNB, Cod. 4739, f. 103r, 212r und 223r, transkribiert bei Franz Unterkircher: Die datierten Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek von 1451 bis 1500. 1. Teil: Text. 2. Teil: Tafeln. Wien 1971 (Katalog der datierten Handschriften in lateinischer Schrift in Österreich 3), S. 139. Die Handschrift ist vollständig digitalisiert unter <http://data.onb.ac.at/dtl/3120768>, zuletzt abgerufen am 01.02.2023.

⁶⁹ Für eine ausführliche Beschreibung der Handschrift siehe Handrock (Anm. 31), S. 112–116 sowie die Katalogeinträge von Maria Theisen: Mitteleuropäische Schulen VII (ca. 1400–1500). Böhmen - Mähren - Schlesien - Ungarn (Textband). Wien 2022 (Die illuminierten Handschriften und Inkunabeln der Österreichischen Nationalbibliothek 17) und, knapper, Unterkircher (Anm. 68). Der Umstand, dass es sich um den Beschreibstoff Papier und nicht Pergament handelt, ist für die Frage der Kotextualität unerheblich, wie die weit angelegte Studie von Riva/Millet (Anm. 50) für die deutschsprachigen Handschriften nachweisen konnten, hier S. 199.

⁷⁰ Vgl. Theisen (Anm. 69), S. 331.

⁷¹ Zum Buchschmuck des Codex vgl. ebd., S. 331.

⁷² Vgl. Unterkircher (Anm. 68), S. 139; Theisen (Anm. 69), S. 331.

⁷³ Vgl. Handrock (Anm. 31), S. 112–116, hier S. 112.

unternehmen. Durch das einheitliche Schriftbild entsteht nichtsdestoweniger der Eindruck einer konzeptionellen Sammlung, dem die offene Frage, an welcher Stelle das Arrangement von welchem Schreiber niedergeschrieben wurde, keinen Abbruch tut. Der Eindruck einer bewussten Anlage der Handschrift wird überdies dadurch verstärkt, dass durch die Einfügung leerer Seiten von unterschiedlichem Umfang – nämlich f. 124r–128v; f. 223v–233v; f. 251r–257v – die Sammlung zusätzlich untergliedert wird. Diese leeren Seiten korrespondieren nicht mit dem Ende einzelner Lagen. Es könnte sich natürlich um Auslassungen für weitere Nachtragungen handeln, aber selbst dann ist die Entscheidung für die Anordnung innerhalb einzelner Gruppen aufschlussreich, da sie nur einmal mehr das Verständnis einer Zusammengehörigkeit der Textgruppen untereinander nahelegt: Platz für Nachtragungen innerhalb der Sammlung und nicht zu ihrem Ende zu lassen ergibt nur dann Sinn, wenn gerade dieser Platz Bedeutung trägt.

In der Handschrift selbst enthalten ist, der Reihenfolge nach, ein *Speculum salvationis humanae* (f. 1r–103r), das auf f. 97r einen nachgelagerten Prolog aufweist, der wiederum mit Fleuronée-Initiale ausgezeichnet ist, und in ein gereimtes *Speculum salvationis* mit dem Titel *Incipit liber demum Stanislai de Praga* (f. 98v–103r) überleitet. Auf eine *Notula geographica de terra sancta* (f. 103v) folgt die *Descriptio terrae sanctae* des Burchardus de Monte Sion (f. 104r–123v). Nach fünf leeren Blättern beginnt ein weiterer Abschnitt, dessen Auftakt der *Dolopathos* des Johannes de Alta Silva bildet (f. 129r–182r); es geht weiter mit Petrarcas Begleitbrief an Boccaccio (f. 182v–183r), der seiner Übersetzung der *Griseldis* vorgestellt ist (f. 183r–190r). Mit der *Historia infidelis mulieris* (f. 190v–203v), der *Historia de quodam iuvene Cluniacensi* (f. 204r–212r), einer *Historia Carolomanni Caroli Magni filii* (f. 212v–214v) und einer *Narratio de duobus sociis* (f. 214v–233v) folgen weitere ‚narrative‘ Texte unterschiedlicher Länge.⁷⁴ Der Abschnitt von *Dolopathos* bis *Narratio* ist von leeren Seiten eingerahmt und bildet eine Art ‚Binnensammlung‘. Durch die Leerseiten (f. 223v–233v) getrennt finden sich im weiteren Verlauf der Handschrift die *Historia Joseph* des Alphonsus Bonihominis (f. 234r–250v) sowie, hinter weiteren Leerseiten (f. 258r–289r), die *Testamenta duodecim patriarcharum* des Robertus Grosseteste (f. 258r–289r).

Im Zuge der editionsphilologischen Arbeiten am *Rudolf von Schlüsselberg* (in der Hs. *Historia infidelis mulieris*) konnte darüber hinaus aufgezeigt werden, dass die Zusammenstellung der Binnensammlung von *Dolopathos* bis *Narratio de duabus sociis* enge Parallelen mit dem Arrangement der Handschrift Paris, Bibliothè-

⁷⁴ Die Titelgebungen folgen dem Katalog-Eintrag von [manuscripta.at](#), zuletzt abgerufen am 01.02.2023. Für ausführliche Paraphrasen dieser Erzähltexte, die noch immer nicht alle ediert sind, siehe Adolf Mussafia: Zur Quelle des altfranzösische Dolopathos. Wien 1865 (Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften Bd. XLVIII), S. 12–22.

que Nationale de France, Latin 3619 aufweist.⁷⁵ Sie ist auf das Jahr 1453 datiert und im Kontext von Brno zu verorten, damit älter als Cod. Vind. 4739 und auf Basis stemmatologischer Überlegungen als eine Vorlage des Wiener Codex zu betrachten.⁷⁶ Mit Ausnahme der *Historia de quodam iuvene Cluniacensi*, die im Pariser Codex nicht auftaucht, entspricht die Binnensammlung des Wiener Codex sogar in der Reihenfolge dem Binnenarrangement von f. 101r–175v dieses Pariser Codex. Der Codex Brno, Moravský zemský archiv, Cerroni II 234, datiert auf das Jahr 1432, dürfte eine Vorlage des Pariser Codex darstellen, wie Handrock auch auf Grundlage stemmatologischer Abhängigkeiten plausibel machen konnte.⁷⁷ Diese Handschrift wiederum beinhaltet zwar die *Historia de quodam iuvene Cluniacensi*, teilt aber in der Summe mit dem Wiener Codex nur vier Texte, und zwar *Griseldis* samt Begleitbrief, die *Historia infidelis mulieris*, den *Dolopathos*, und die *Historia de quodam Cluniacensi* (f. 45v–125v). Die Reihenfolge entspricht nicht der der Codices in Paris respektive Wien.

Die einheitliche Gestaltung des Wiener Codex sowie die relative Klarheit über seine Genese erlaubt, das Arrangement als Sammelhandschrift zu bezeichnen und außerdem einen entsprechenden Anordnungswillen zu unterstellen, wenn auch die Rolle des Schreibers bzw. der Schreiber in Abgrenzung zu einem Kompilator oder Auftraggeber natürlich nicht zu klären ist.

Die präzise Aufarbeitung der Überlieferungsgeschichte des *Dolopathos* von Johannes de Alta Silva im Zuge einer kritischen Edition bleibt zweifelsohne ein Desiderat, um diese Zusammenhänge in Gänze überschauen zu können. Trotzdem zeigt sich bereits aufgrund der wenigen vorgestellten Beobachtungen, dass die Arrangements keineswegs zufälliger Natur sind, sondern Ergebnis eines sukzessiven Auswahlprozesses. Für den Wiener Codex erweisen sich insbesondere die Texte auf f. 129r–223r als untereinander verklammert – thematisch etwa durch die Bezugnahme „auf einen ähnlichen Tugendkanon“⁷⁸, wie Handrock bemerkt. Einzelne Texte wie die *Historia mulieris infidelis* und die *Griseldis* treten untereinander mit der Gegenüberstellung von tugendloser und tugendhafter Frau in einen Dialog.⁷⁹

⁷⁵ Das Stemma der Edition von Alfons Hilka (Anm. 29) hilft hier leider nur bedingt weiter, denn es beruht nur auf sechs der inzwischen zwölf bekannten Handschriften. Beide Handschriften Brno und Paris, von denen der Wiener Codex plausibel abhängig ist, sind weder im kritischen Apparat noch in der Kollation berücksichtigt.

⁷⁶ Vgl. die Beschreibung bei Handrock (Anm. 31), S. 109–112.

⁷⁷ Vgl. ebd., S. 121–125, zur Handschrift Brno siehe hier S. 102–112.

⁷⁸ Ebd., S. 113.

⁷⁹ Vgl. Maulu (Anm. 60), S. 105 f.

Es bleibt zu untersuchen, in welchem Ausmaß diese Verklammerung nicht nur thematischer, sondern auch paratextueller Natur ist,⁸⁰ und inwiefern sich diese Verklammerungen nicht nur innerhalb der Binnensammlung, sondern auch im Zusammenspiel mit beispielsweise dem vorgelagerten *Speculum salvatoris humanae* auf der einen und der *Historia Ioseph* auf der anderen Seite nachzeichnen lassen. Dass nicht indistinkt ganze Subeinheiten kopiert worden sind, sondern vom Brno-er zum Pariser zum Wiener Codex jeweils Entscheidungen hinsichtlich des Arrangements getroffen wurden, die die einzelnen Zusammenstellungen affirmieren und doch neue Schwerpunkte setzen, rechtfertigt die kontextuelle Interpretation des Cod. Vind. 4739 als relativer Schlusspunkt dieses Auswahlprozesses.

Was bedeutet es aber nun im vorliegenden Fall für die Gattungszuschreibung des *Dolopathos*, wenn man ihn in der vorliegenden einzelnen Textgestalt und innerhalb der Handschrift interpretiert, in die er buchstäblich eingeschrieben ist?

Marco Maulu konnte mit dem Anspruch, verschiedene Vertreter der ‚Sieben weisen Meister‘ auf ihre Überlieferungsgemeinschaften hin zu untersuchen, immer wieder Cluster feststellen. Die *Historia Caroli Magni* findet sich so mehrmals in der Parallelüberlieferung,⁸¹ dasselbe gilt für die *Historia Apollonii*.⁸² Auf Grundlage der heterogenen Ko-Überlieferung spricht er sich dabei gegen die Einordnung unter anderem des *Dolopathos* als „roman“ durch Foehr-Jannsens⁸³ aus – eine Hypothese, die das Grundproblem der begrifflichen Gattungszuschreibung ‚neuer‘ Gattungen offenbart. Gerade nämlich, wenn große Handschriftenmengen auf implizite Gattungsaussagen einzelner Texte hin befragt werden sollen, verkompliziert sich die Fragestellung dadurch, dass Gattungszuschreibungen der ko-überlieferten Texte in die Datengrundlage eingespeist werden müssen, die selbst wiederum mehr oder minder explizit auf modernen Zuschreibungen beruhen.⁸⁴ Insbesondere beim Roman des lateinischen Mittelalters ist diese Gattungskategorie weder in moderner noch in historischer Perspektive geklärt. Bezeichnend: Seit P. G. Schmidts Aufschlag

⁸⁰ Vgl. etwa die rubrizierte Titelung des Textes, den sein Editor mit seinem Protagonisten als „Rudolf von Schlüsselberg“ bezeichnet, gerade mit „*Historia infidelis mulieris*“ (f. 190v) und damit in Perspektivierung der negativen Frauenfigur als Gegenfolie zur vorherigen *Griseldis*.

⁸¹ Vgl. Maulu (Anm. 60), S. 106.

⁸² Vgl. ebd., S. 107.

⁸³ Vgl. Foehr-Jannsens (Anm. 37).

⁸⁴ Im konkreten Fall des Cod. Vind. 4739 könnte man innerhalb der Binnensammlung ohne Weiteres bei der *Historia infidelis mulieris* von einem ‚Roman‘ sprechen – so ihr Editor Handrock (Anm. 31), S. 62–69. Vgl. im Bewusstsein dieses methodischen Problems Riva/Millet (Anm. 50), S. 193 f. Im Fall des vorliegenden Aufsatzes wird die problematische Zirkularität in der Kategorie der ‚Erzählliteratur‘ bzw. ‚narrativen‘ Textualität manifest.

zum mittellateinischen Roman im Jahr 1989⁸⁵ fehlt es noch immer an einer grundlegenden Studie oder gar einem Handbuchartikel zum mittellateinischen Roman, wie sie für andere Disziplinen, beispielsweise die byzantinische Literatur selbstverständlich sind.⁸⁶ Um den ‚Roman‘ als mögliche historische Gattungskategorie für den *Dolopathos* und andere mittellateinische Texte zu behaupten, bedarf es notwendigerweise erst einer historischen Validierung einer solchen Gattungsgemeinschaft – als perspektivisch diachron begründete Summe zunächst einmal historisch plausibilisierter Einzeleffekte. Notwendiger Schritt, um den ‚mittellateinischen Roman‘ als eine solche historische Gattung zu begründen, wird auch die systematische Untersuchung von Überlieferungsclustern und Kotextualitäten sein.

Welche Begrifflichkeit im Einzelnen für diese neuen, emergenten Gattungszusammenhänge gewählt werden, ist dabei zweitrangig. Sobald ‚Gattung‘ hinsichtlich der literarischen Referenzialität historisch gefasst wird, und damit explizit ohne einen notwendigerweise vorauszusetzenden Rückgriff auf vermeintlich ‚historische‘ mittelalterliche Gattungspoetiken, ist die Begrifflichkeit in ihrer Ahistorizität manifest. Wenn die eigentliche Gattungsbezeichnung wie im Fall des mittellateinischen ‚Romans‘ eine so nicht mittelalterlich überlieferte ist, die rückprojiziert wird,⁸⁷ übersteigt der Nutzen der klassifizierenden Kategorie den Schaden der vermeintlichen Ahistorizität. Herausforderung ist nicht die Kategorie, sondern die Beschreibung der Textcluster, die sich möglicherweise unter bestimmten Kategorien beschreiben lassen. Gerade für das schwer zu überschauende Feld der ‚Erzählliteratur‘ – deren Kategorien ganz im Schallerschen Sinne zugegebenermaßen mit ‚Exempla‘, ‚Roman‘, ‚Novelle‘, ‚Märchen‘, ‚Schwank‘, usw. von der eingangs zitierten, kategorial heterogenen Automobil-Reihung nicht weit entfernt sind – könnte es ratsam sein, von der Serialität einer sich entwickelnden Gattung weg zu gehen, und sich in der literaturwissenschaftlichen Untersuchung mehr auf die Emergenz einzelner Gattungsgruppierungen und -referenzen zu konzentrieren. Die Kategorialisierung selbst ist und bleibt notwendig, um das große Feld mittellateinischer Literatur aus der Perspektive der Literaturwissenschaft überschauen zu können, und um die literarische Produktion des Mittelalters als die referentielle zu erkennen, die sie immer schon war.

⁸⁵ Paul Gerhard Schmidt: Mittellateinische Romane. In: Eine Epoche im Umbruch: Volkssprachliche Literalität 1200–1300. Cambridger Symposium 2001. Hg. von Christa Bertelsmeier-Kierst u. a. Tübingen 2003, S. 195–203.

⁸⁶ Vgl. Ingela Nilsson: Narrative: Theory and Practice. In: The Oxford Handbook of Byzantine Literature. Hg. von Stratis Papaioannou. Oxford 2021, S. 273–244.

⁸⁷ Vgl. Thomas Anz (Hg.): Handbuch Literaturwissenschaft Bd. 1. Gegenstände und Grundbegriffe. Stuttgart 2013, S. 39–52.

Heißt das nun, dass der *Dolopathos* im Cod. Vind. 4739 doch als Roman verstanden werden sollte? Vermutlich nicht, und erst recht nicht im Sinne einer literaturgeschichtlichen Gattungsaussage. Manifest ist einzig der Effekt, den die konzeptionelle Einordnung des *Dolopathos* in den vorliegenden kotextuellen Zusammenhang erzeugt: Gerade ohne einen Prolog, welcher eine metaliterarische Gattungsaussage hätte formulieren können, steht der Text mindestens einmal in der Binnensammlung im Zusammenhang mit längeren und kürzeren erzählenden Texten, die alle aus der literaturgeschichtlichen Perspektive anderen Gattungszusammenhängen zugewiesen werden könnten, aber hier entweder auf metaliterarische Aussagen hinsichtlich eines Gattungsverständnisses verzichten,⁸⁸ oder deren vermeintliche generische Distinktion im Sammlungszusammenhang in den Hintergrund tritt.⁸⁹ Im Cod. Vind. 4739 zeigt sich so ein narratives Sammlungsgefüge, das miteinander thematisch, materiell und paratextuell verklammert und wieder neu eingebettet wird, in einen heilsgeschichtlichen Rahmen, den das *Speculum humanae salvationis* als Auftakt der Handschrift vorgibt.⁹⁰ Gattung qua literarischer Form tritt in den Hintergrund, und das Erzählen wird im Effekt noch vor eigentlich formalen Gattungsaussagen neu perspektiviert.

6 Conclusio: Historische Gattungseffekte und die Emergenz neuer Gattungen

Was heißt es, das Einzelarrangement und die einzelne Textgestalt so vor einer abstrakten Gattungsaussage zu privilegieren? Was, die Frage nach möglichen spezifischen Gattungseffekten zu stellen, nur um vielleicht am Ende wie für Cod. Vind. 4739 (vorerst) faktisch auf eine konkrete Gattungszuschreibung zu verzichten? Absolute Kontingenz und Aporie, ganz im von Dieter Schaller polemisierten Sinne: „Was eine Gattung ist, bestimme ich“?⁹¹

⁸⁸ Vgl. die *Historia Joseph*, die von allen in der kritischen Edition des Biosca Bas (Alfonsus Boni-hominis: *Opera omnia*. Hg. von Antoni Biosca Bas. Turnhout 2020 [Corpus Christianorum Continuatio Medievalis 295]) untersuchten Handschriftenzeugen ausschließlich im Cod. Vind. 4739 keinen Prolog aufweist.

⁸⁹ So etwa bei der *Historia de quodam iuvene Cluniacensi*, ediert von Hans Oppel: Die exemplarischen Mirakel des Engelhard von Langheim: Untersuchungen und kommentierte Textausgabe [vollständige Ausgabe nur als Mikrofiche], Würzburg 1976, S. 111–131, und in der Parallelüberlieferung innerhalb von Mirakel- bzw. Exempelsammlungen überliefert.

⁹⁰ Was diese Anordnungsform für die einzelnen Erzählungen narratologisch bedeutet, bliebe zu untersuchen.

⁹¹ Schaller (Anm. 1), S. 360.

Diesem Einwand sei zum Abschluss erwidert: Was, wenn dem so wäre? Der implizite Vorwurf der Beliebigkeit ist zweifellos berechtigt, jedoch stellt er sich nur ausgehend von solchen Texten wie dem Epos, die über dominante Prätexte, historische Poetiken und auf die Antike zurückgehende gattungspraktische Echoräume überhaupt erst eine Alternative zu dieser kontingenten Gattungsbestimmung zulassen würden. Dort, wo nicht ein anderer bereits ‚bestimmt‘ hätte, ‚was eine Gattung ist‘, bleibt es Aufgabe der Literaturwissenschaft, die – zumindest einmal begriffliche – Bestimmung zu unternehmen; dort, wo der Befund des einzelnen Text- und Handschriftenzeugen manifestiert, was im einzelnen historischen Fall ‚Gattung‘ bestimmt, ist es an der Literaturwissenschaft, diese Einzeleffekte als solche zu beschreiben und zu plausibilisieren, zumindest solange sie die Prämissen einer grundlegend musterhaft produzierenden und rezipierenden Literaturpraxis als solches weiterhin gelten lässt.

Für die literaturwissenschaftliche Arbeit am Text seien somit drei Schlüsse gezogen:

(1) ‚Effekt‘ ist nicht gleich ‚Geschichte‘: Historische Gattungsanalyse als Erforschung des Einzelmoments muss auch ermöglichen, ohne Rückbezug auf Serialität (die diachrone ‚Geschichte‘) oder die traditionsbildende Wirksamkeit des einzelnen Textes implizite Gattungszugehörigkeiten beschreiben zu können. Die Qualität dieser historischen Zugehörigkeit indes bedarf notwendigerweise der Reflexion. Ist das Gattungsverständnis das eines spezifischen Rezipienten, wie es sich beispielsweise in einer materiellen Rezeptionsgeste ausdrückt? Ist es dasjenige, das in der Anordnung einer Handschrift Ausdruck findet? Ist es eines, welches die Gattungsintention des Autors, der Autorin möglichst zu rekonstruieren versucht? All das sind Gattungseffekte, die zunächst unabhängig von der Gattungsgeschichte untersucht werden können und müssen, und die der diachronen Wirksamkeit, einer etwaigen ‚Effektivität‘ nicht bedürfen, um für ein historisches Gattungsverständnis Aufschluss zu geben.

(2) ‚Geschichte‘ ist die Summe der Effekte: Das heißt nicht, dass die Frage der Gattungsgeschichte damit obsolet würde, ganz im Gegenteil: Die Frage nach der Geschichte literarischer Gattungen – wie sie entstehen, wie sie sich wandeln – bleibt selbstredend wichtiger Forschungsansatz literaturwissenschaftlichen Arbeitens. Gerade das Problem, literaturgeschichtlich betrachtet ‚neue‘ Gattungen aus der gattungsgeschichtlichen Brille zu beschreiben, macht allerdings einsichtig, dass der Geschichte eine Einzelanalyse der multireferentiellen Effekte vorgelagert werden muss: Erst aus der Summe von Handschriften- und Textzeugen wird das Entstehen neuer Gattungen plausibel beschreibbar. Geschichtlich gesprochen emergieren neue Gattungen dort, wo sich die Gattungseffekte verdichten.

(3) Auch die Textgestalt (qua Handschrift oder aber Fassung) kann einen Gattungseffekt bedeuten, muss es aber nicht. Die Darstellungsform des einzelnen Textzeugen sowohl in der Form des Sammlungsarrangements als auch in seiner textuellen Form kann auf die jeweilige Gattungsaussage, den spezifischen historischen Gattungseffekt hin untersucht werden. Die Aussagekraft des Sammlungszusammenhangs ist zumindest eine rezeptionsästhetische, kann aber auch eine produktionsästhetische sein, und zwar insofern, als sie als literarisches Werk eines im weiteren Sinne ‚Autors‘ (Kompilators, Schreibers, etc.) eine literarische Aussage für die Sammelhandschrift oder ihre Subeinheiten treffen kann. Nicht nur einzelne Texte, sondern auch ihre materielle Gestalt ist im Sinne einer möglichen historischen Gattungsaussage zu untersuchen. Ergebnis dieses Untersuchungsansatzes ist ein historisches Gattungsverständnis, das in einer heterogenen Überlieferungsgeschichte auch als heterogen zu beschreiben sein wird.

Im Ergebnis wird so das Entstehen von Gattungen – ‚Entstehen‘ im Sinne erster Gattungseffekte, nicht automatisch als Beginn einer Gattungsgeschichte – theoretisch beschreibbar. Das betrifft auch Gattungen, welche sich nicht über immer-schon-gewesene diachrone Serialität, also historisch begründetes Kausalitätsbewusstsein, konstituieren, sondern synchron emergieren. Manifest wird ein historischer Gattungseffekt, dessen Beschreibung nicht mehr (nur) mit Begriffen wie ‚Traditions-‘, ‚Konventions-‘ und ‚Alternativbildung‘ operieren muss, sondern bei dem ansetzen kann, was da ist, und zwar dort, wo es emergent wird.

Es bleibt die Frage nach der literaturgeschichtlichen Validität. Welches das historische Gattungsverständnis ist, manifestiert der Text und seine Überlieferung; dies zu plausibilisieren, und perspektivisch gattungsgeschichtlich zu abstrahieren, ist Aufgabe der Literaturwissenschaft. Aus der Perspektive einer Gattungsgeschichte mögen diese ‚Gattungseffekte‘ weniger produktiv sein als solche, welche sich innerhalb literaturhistorischer Kategorien diachron nachverfolgen lassen. Nichtsdestoweniger lohnt es sich gerade für solche Texte, die sich nicht seriell gattungshistorisch begreifen, die konkrete und materielle Gestalt eines Texts auf die mögliche Emergenz eines historischen, synchronen Gattungsverständnisses hin zu befragen. Auch mit einem Gattungsbegriff, der, in Ergänzung zur paradigmatisch orientierten Gattungskonstitution, den Effekt des einzelnen Text- und Überlieferungszeugen in den Blick nimmt und sich fragt, welches historische Gattungsverständnis hier emergent wird, ist es nicht die Literaturwissenschaftlerin, die bestimmt, „was eine Gattung ist“. Welche Gattungseffekte ein Text je spezifisch aufweist, bestimmt die Gestalt auch des historischen Zeugnisses, und es wird die Aufgabe der Literaturwissenschaft sein, diese Zusammenhänge sichtbar werden zu lassen.

